

DAS KÖNIGTUM IN DEN REICHEN ISRAEL UND JUDA ¹⁾

VON

ALBRECHT ALT

Leipzig

Das Königtum gehört bekanntlich nicht zum konstitutiven Grundbestand der israelitischen Volksordnung und hat in ihr auch späterhin keinen festen Platz zu gewinnen vermocht, obwohl es dem Volke für Jahrhunderte die staatlichen Lebensformen gab und sein Schicksal entscheidend bestimmte. Darum schweigen die Rechtsbücher des Alten Testaments zumeist ganz von ihm, auch wenn sie die geltende Ordnung einigermassen vollständig darlegen wollen; was als „das Recht des Königs“ vielleicht getragen werden muss (1 Sam. viii 11 ff.), wird grundsätzlich abseits von dem gehalten, was als das eigentliche, von Jahwe dem Bund der Stämme ein für allemal gegebene Recht anerkannt ist. Das Deuteronomium freilich möchte das Königtum doch in die heilige Volksordnung eingliedern; aber man braucht den betreffenden Abschnitt in ihm (Deut. xvii 14 ff.) nur zu lesen, um zu erkennen, dass dieser Versuch nicht gelungen ist. Denn das Königtum erscheint auch da nicht als ein notwendiges Organ des Volkslebens, so wie dieses von Jahwe gewollt wird, sondern nur als eine fakultative Einrichtung, bei deren Übernahme, wenn man sich überhaupt zu ihr entschliesst, allerlei Vorsichtsmassregeln getroffen werden müssen, damit sie keinen Schaden stiftet, und davon, dass ihm eine für das Gedeihen des Volkes unentbehrliche Funktion zugewiesen würde, kann auch da nicht die Rede sein. Auf keinen Fall ist daran zu denken, dass das Königtum etwa durch eigene Gesetzgebung das alte Gottesrecht hätte ändern oder ausser Kraft setzen dürfen; nicht einmal in der normalen Rechtsprechung konnte es, wie besonders die Erzählung von Naboth (1 Kön. xxi) zeigt,

¹⁾ Dieser Vortrag war ursprünglich für den internationalen Alttestamentlerkongress in Leiden (1950) bestimmt, konnte aber wegen Verhinderung des Verfassers dort nicht gehalten werden.

die hergebrachte Gerichtsbarkeit der örtlichen Gemeinden durch königliche Gerichtshöfe mit beamteten Richtern verdrängen. Noch an den Sprüchen der klassischen Propheten ist bei aller Verschiedenheit ihrer Äusserungen über das Königtum zu sehen, dass es sich selbst damals, mehrere Jahrhunderte nach seiner Gründung, auf diesem hervorragend wichtigen Gebiet des öffentlichen Lebens noch nicht gegen die alte heilige Ordnung durchgesetzt hatte. Es war eben zu spät gekommen und die alte Ordnung zur Zeit seines Auftretens schon zu sehr verfestigt, als dass die Auseinandersetzung zwischen ihnen zu einem anderen Ergebnis hätte führen können.

Nicht weniger deutlich zeigt sich die Unausgeglichenheit der beiden Grössen an dem Verhältnis der staatlichen Gebilde, die das Königtum in Israel schuf, zu dem Bund der zwölf Stämme, an dem der Name Israel seit alters haftete. Man sollte erwarten, dass ein Staat, der im Bereich jenes Bundes entstand, dessen sämtliche Mitglieder und nur sie in sich hätte aufnehmen müssen und dass sich demgemäss auch sein Gebiet wenigstens annähernd mit dem Siedlungsraum der Stämme deckte. Aber nur auf die Urgestalt des Reiches Israel unter König Saul trifft das einigermassen zu (vgl. 2 Sam. ii 9), und insofern trug das Reich damals seinen Namen mit Recht. Schon unter David jedoch wurde dies gründlich anders; er stellte nicht nur ein Reich Juda dem Reich Israel zur Seite und verhalf damit einem Teil der zwölf Stämme zu staatlicher Selbständigkeit gegenüber den anderen, sondern fügte auch weite Gebiete mit nichtisraelitischer Bevölkerung in beide Reiche ein und beraubte sie dadurch ihrer nationalen Geschlossenheit (2 Sam. xxiv 7; 1 Kön. iv 7 ff.). Die Personalunion der Reiche unter ihm und noch unter Salomo kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dieser Gestaltung die frühere Organisation des israelitischen Stämmebundes aufgegeben war, und die Bildung eines weit über Palästina hinausgreifenden Grossreiches durch David lehrt, dass sich das Königtum in diesem zweiten Stadium seiner Entwicklung mit Erfolg an militärische und politische Aufgaben wagte, die der alte Bund der Stämme seinem ganzen Wesen nach niemals hätte ins Auge fassen können (2 Sam. v 6 ff.; viii). Aber auch der Zusammenbruch dieses Grossreiches teils schon unter der Regierung Salomos (1 Kön. xi 23 ff.), teils nach seinem Tode hat das Königtum in Israel und Juda nicht auf seine nationale Basis zurückzuführen vermocht; nicht nur die Belastung mit volksfremden Gebieten blieb in beiden Reichen weiterhin bestehen, sondern vor allem auch der Dualismus zwischen ihnen selbst, der sich nach der

Aufhebung der Personalunion durch das Reich Israel (1 Kön. xii) sogar endgültig zu einem Nebeneinander unter getrennten Königtümern versteifte. Dass dieser letztere Vorgang vom davidischen Herrscherhaus dauernd als ein Treubruch des Reiches Israel betrachtet und verurteilt wurde, ist begreiflich genug (1 Kön. xii 19; Jes. vii 17); dagegen wüsste ich aus der ganzen Zeit bis zur Zerstörung des Reiches Israel durch die Assyrer, die dem Dualismus in dieser Form ein Ende machte, kaum ein Wort der Klage über ihn oder des Aufrufes zu seiner Beseitigung vom Standpunkt der früheren Einheit des Bundes der zwölf Stämme zu nennen. Es ist, als ob man sich damit abgefunden hätte, dass das politische Leben unter der Leitung der Könige so ganz andere, oft genug auch von Reich zu Reich verschiedene Wege ging. Vielleicht bestand trotz der staatlichen Gespaltenheit der Bund der Stämme wenigstens als sakraler Verband um ein gemeinsam gepflegtes Heiligtum auch dann noch fort und hielt das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller Israeliten über die Grenzen der Reiche hinweg an seinem Teile wach; das Fehlen entsprechender Zeugnisse kann meiner Meinung nach in Anbetracht der Beschaffenheit der Überlieferung im Alten Testament nicht als zwingender Beweis gegen die Richtigkeit einer solchen Annahme gelten. Doch wie dem sei, auf jeden Fall befand sich die staatliche Gestaltung und mit ihr das Königtum der Reiche Israel und Juda in dieser Hinsicht dauernd bedenklich weit abseits von dem, was die Ideale des alten Stämmebundes forderten.

Dabei betrifft der Dualismus der Reiche durchaus nicht nur ihre äussere Form, sondern reicht bis tief in ihre innere Struktur hinein und lässt gerade hier erstaunliche Verschiedenheiten zwischen ihnen sichtbar werden, die ebenfalls nicht zu verstehen wären, wenn ein und dieselbe vorgegebene Ordnung den Gang der politischen Entwicklung in Israel und Juda entscheidend bestimmt hätte. Das Königtum des Reiches Israel allerdings knüpft in seiner ursprünglichen Gestalt, die aus der alten Überlieferung über den Aufstieg seines ersten Königs Saul trotz ihrer sagenhaften Natur gut zu ersehen ist, deutlich an eine ältere Erscheinung im Leben der israelitischen Stämme an, nämlich an jenes sporadisch auftretende charismatische Führertum, das uns für die Zeit vor der Staatenbildung in den Erzählungen von den „grossen Richtern“ des Richterbuches und teilweise auch in denen von Mose und Josua in grosser individueller Mannigfaltigkeit, noch ohne jede institutionelle Verfestigung, entgegentritt. Genau wie jene Helden der Vorzeit verdankt der König von Israel nach der

ursprünglichen Auffassung seine Vollmacht ausschliesslich einer spontan erfolgten Berufung und charismatischen Ausstattung durch Jahwe (1 Sam. ix 1-x 16); die hinzukommende Huldigung der Stämme auf Grund einer ersten Bewährung (1 Sam. xi) hat demgegenüber nur den Sinn einer nachträglichen Bestätigung. Und genau wie bei jenen Vorgängern erstreckt sich auch bei dem König von Israel die erteilte Vollmacht von Hause aus nur auf den Aufruf und die Führung des Heerbannes der Stämme zur Abwehr von Gebiets- und Herrschaftsansprüchen feindlicher Nachbarn, die Jahwe aus Mitleid mit seinem Volke nicht dulden will (1 Sam. ix 16; x 1 LXX); aggressive Unternehmungen gehören nicht zu seinem Aufgabebereich, und um die innere Politik der Stämme braucht er sich nicht zu kümmern. Neben diesen Übereinstimmungen sind aber auch wesentliche Unterschiede zwischen dem Königtum des Reiches Israel in seiner Urgestalt und dem früheren charismatischen Führertum nicht zu verkennen. Jahwes Auftrag für Saul lautet nicht mehr nur auf die Durchführung einer einmaligen kriegerischen Abwehraktion gegen eine bestimmte feindliche Macht, etwa die Philister (vgl. 1 Sam. ix 16); „aus der Hand seiner Feinde ringsum“ (1 Sam. x 1 LXX) soll er Israel retten, was nur durch immer neue Feldzüge nach verschiedenen Seiten hin je nach Bedarf geschehen kann (z.B. 1 Sam. xi). Darum bedeutet seine Anerkennung als König durch die Stämme vor allem dies, dass sie ihm das Aufgebot ihres Heerbannes ein für allemal zur Verfügung stellen, so oft er es aus zwingendem Anlass unter die Waffen ruft; ohne solche ständige Bereitschaft kann der chronisch gewordenen Bedrohung ihres Lebens in Palästina nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg begegnet werden. Darum geht ferner die Tendenz dieser ersten israelitischen Staatenbildung, auch wenn sie von Saul wahrscheinlich nicht vollständig verwirklicht werden konnte, mit innerer Notwendigkeit auf den dauernden Zusammenschluss der ganzen Nation; für Sonderunternehmungen der jeweils gefährdeten einzelnen Stämme oder Stammegruppen unter charismatischen Führern von entsprechend beschränkter Autorität war die Zeit vorbei. Darum darf sich aber auch das Charisma, das Jahwe dem König zur Erfüllung der ihm gestellten umfassenden Aufgabe verleiht, nicht in einem ersten und einzigen Schlag gegen einen Feind erschöpfen; nur wenn es ihn auch weiterhin zu den erforderlichen Leistungen an der Spitze des Heerbannes befähigt, leistet es, was es soll, und nur solange es das tut und sich damit zeigt, dass die Berufung und Ausstattung des Königs durch Jahwe noch in Kraft

ist, besteht auch sein Anspruch auf die Heerbannfolge der Stämme. Wie ernst das gemeint ist, lehrt die Erzählung von Sauls Verwerfung, der es gewiss nicht an einer historischen Grundlage fehlen wird (1 Sam. xv; vgl. xvi 14 f.). Nicht einmal bis an das Ende seines Lebens bleibt ihm also sein Charisma erhalten, geschweige denn dass er es von sich aus in seinem Geschlecht vererben könnte, und wenn nach seinem Tode Abner trotzdem, ohne Designation durch Jahwe und wohl auch ohne Akklamation des Volkes, die Königswürde für einen der Söhne Sauls retten wollte (2 Sam. ii 8 f.), so ist es kein Wunder, dass die Geschichte über diesen Versuch einer Losreissung des israelitischen Königtums von seinen inneren Voraussetzungen in kürzester Zeit hinwegging (2 Sam. iii-iv). Nach alledem wird man nicht bestreiten können, dass das Königtum des Reiches Israel aus dem charismatischen Führertum der vorstaatlichen Zeit erwachsen ist und dass es sich von diesem seiner inneren Struktur nach zu Anfang noch nicht sehr weit entfernt hatte. Aber schon hier wird auf der anderen Seite doch auch spürbar, in welcher Richtung es früher oder später über seine Basis wird hinauswachsen müssen, wenn es der ihm gestellten Aufgabe gerecht werden soll; diese Aufgabe fordert von ihm dauernden Bestand und die Ausbildung fester Institutionen über die Lebzeiten seines jeweiligen Inhabers hinaus, also eine Entwicklung, die mit der freien Beweglichkeit eines von Jahwe immer nur an eine Führerpersönlichkeit verliehenen und jederzeit widerruflichen Charismas notwendig in Spannung geraten und wohl schliesslich geradezu brechen muss.

Diese unausbleibliche Entwicklung wurde nun freilich durch den Gang der Geschichte in der nächsten Folgezeit nach Saul erheblich gestört und an ihrer vollen Auswirkung verhindert. Denn indem die Königswürde des Reiches Israel alsbald nach dem Ausscheiden von Sauls Geschlecht auf David übertragen wurde (2 Sam. v 1 ff.) und dann von diesem auf seinen Sohn Salomo übergang (1 Kön. i), wurde das Reich einem sehr viel weiter ausgreifenden und in seinem inneren Aufbau sehr komplizierten Herrschaftsgefüge eingegliedert, in dessen Rahmen die spezifische Eigenart seines Königtums schwer zur Geltung kommen und auf jeden Fall nur soweit berücksichtigt werden konnte, wie sie sich mit den sonstigen Interessen des Gesamtreiches vertrug oder ihnen sogar nützlich war. Man macht sich diese Veränderung der Situation vielleicht am einfachsten klar, wenn man den Bericht über den Hergang bei der Erhebung Davids zum König des Reiches Israel mit dem über den Thronwechsel von David auf

Salomo vergleicht; dort ist alles noch ganz ähnlich wie bei Saul auf die Designation durch Jahwe und auf die Akklamation der Stämme gestellt (2 Sam. v 1 ff.); hier dagegen bestimmt David rein von sich aus seinen Nachfolger — auch für das Reich Israel —, ohne die Zustimmung Jahwes oder die des Volkes auch nur zu erwähnen (1 Kön. i 35; anders Benaja i 36 f.). Aber es ist ja nicht zu übersehen, dass diese letztere Szene am Hofe Davids spielt und demgemäss zunächst nur als Zeugnis für eine dort am Sitz der Zentralregierung des gesamten Herrschaftssystems aufgekommene Anschauung vom Königtum betrachtet werden darf, auf die ich später werde zurückgreifen müssen. Dass zur gleichen Zeit auch schon draussen bei den Stämmen des Reiches Israel das Ideal des charismatischen Königtums aufgegeben oder gar vergessen gewesen wäre, ist gewiss nicht anzunehmen und wird durch ihr Verhalten bei den Aufständen gegen David geradezu widerlegt; denn eben sie waren in diesen Krisen seiner Herrschaft regelmässig die tragenden Massen, auf die sich die Inspiratoren der Erhebungen am sichersten stützen konnten, gleichgültig ob es sich wie im Falle Absaloms (2 Sam. xv ff.) um den Versuch handelte, einen vorzeitigen Thronwechsel innerhalb des Hauses Davids zu erzwingen, oder wie bei Seba (2 Sam. xx) um die Absicht, das Reich Israel ganz aus seiner Bindung an David und sein Haus herauszunehmen. In beiden Fällen handeln die Stämme des Reiches Israel offenbar aus der Überzeugung heraus, dass ihre Verpflichtung zur Treue und zum Gehorsam dem bisherigen König gegenüber erlischt, sobald sich zeigt, dass er seinerseits das ihm verliehene Amt nicht mehr richtig im Sinne seines Auftrages führt; ob daneben auch die Meinung mit im Spiele war, Absalom und Seba seien von Jahwe zur Übernahme des Königtums berufen, ist aus der ganz auf der Seite Davids stehenden Überlieferung begrifflicherweise nicht zu ersehen. Es wird eine Folge der bei diesen Aufständen erlittenen Niederlagen gewesen sein, dass dann die Thronfolge von David auf Salomo, obwohl sie wie gesagt den israelitischen Begriffen vom Königtum gründlich zuwiderlief, doch auch vom Reiche Israel anscheinend ohne Gegenwehr hingenommen wurde und dass Salomo dort trotz allen Beschwerden der Untertanen über seine Amtsführung (1 Kön. xi 26 ff.) für die Dauer seines Lebens als König anerkannt blieb.

Sogleich nach seinem Tode aber trat die nun zwei Menschenalter lang mehr oder weniger verdeckt gewesene ursprüngliche Eigenart des Königtums des Reiches Israel wieder voll in Erscheinung, setzte

die Herauslösung dieses Reiches aus dem Herrschaftssystem der Davididen durch Aufhebung der Personalunion mit den Nachbarreichen durch (1 Kön. xii 1 ff.) und stellte im nächsten halben Jahrhundert mehrmals nach einander Könige, die als echte Nachfolger Sauls bezeichnet werden dürfen, an die Spitze des jetzt wieder nach seiner eigenen Ordnung lebenden Staatswesens. Sowohl Jerobeam I. als auch Baesa waren nach der Überlieferung charismatische Könige in dem Sinne, dass sie ihre Würde der Designation durch Jahwe und der Akklamation des Volkes verdankten (1 Kön. xi 29 ff.; xii 20-xiv 14; xv 27), und vielleicht gehört auch noch Omri in diese Reihe, obwohl die Überlieferung in Anbetracht der besonderen Umstände, unter denen er den Thron gewann (1 Kön. xvi 15 ff., 21 f.), keine ausreichenden Angaben darüber macht. Die dazwischen auftretenden Figuren eines Nadab und Ela, mit denen die Geschlechter Jerobeams und Baesas das Königtum jeweils für sich zu behaupten und zu vererben suchen, waren am Massstab des alten Ideals gemessen ebenso wenig legitime Throninhaber wie seinerzeit Isbaal, der Sohn Sauls, und die zwei Jahre (in Wirklichkeit wohl nur je ein paar Monate zweier auf einander folgender Kalenderjahre), die ihnen die Überlieferung genau so wie Isbaal zuschreibt (1 Kön. xv 25; xvi 8; vgl. 2 Sam. ii 10), stellen offenbar nichts anderes dar als die Pause, die nach dem Tode eines legitimen Königs zu vergehen pflegte, bis ein richtiger charismatischer Nachfolger von Jahwe bestimmt und vom Volke anerkannt war. Dass der jeweils neu designierte Herrscher dann mit den unberechtigten Erbsprüchen der Nachkommen seines letzten legitimen Vorgängers gewaltsam aufräumen musste und auch vor der radikalen Ausrottung des betreffenden Geschlechts nicht zurückschrecken durfte, lag in der Natur der Dinge; seine Designation durch Jahwe gab ihm dazu die Vollmacht (1 Kön. xiv 10 f.). So könnte man das Reich Israel in diesem Stadium seines charismatischen Königtums wohl ein Reich der gottgewollten Revolutionen nennen; jeder Israelit der Zeit hat es mindestens zweimal erlebt, wie immer wieder ein neuer Mann über Trümmer hinweg den Thron bestieg, und hat darin sei es mit Jauchzen oder mit Schauern den Vollzug von Beschlüssen Jahwes zu Gunsten seines Volkes gesehen, zu deren Verwirklichung er unter Umständen selbst, etwa als Glied des Heerbannes, sein Teil beizutragen hatte (1 Kön. xv 27; xvi 15 ff.). Mit jeder solchen Umwälzung verschob sich das Königtum übrigens auch von einem Stamm zum anderen; Benjamin, Juda, Ephraim, Issachar hatten je einmal einen charismatischen Herrscher gestellt,

und es mochte scheinen, als wähle Jahwe mit bewusster Absicht den neuen Mann bald von hier und bald von dort, damit das Königtum nur ja keine allzu festen Bindungen mit einem einzelnen Stamm eingehe. Ebenso war es einst mit den „kleinen Richtern“ des Richterbuches als den Trägern des einzigen gesamtisraelitischen Amtes in der vorstaatlichen Zeit gewesen (Ri. x 1-5; xii 7-15), ebenso auch mit den Königen der stammverwandten Edomiter (Gen. xxxvi 31-39), die man hier gewiss sehr viel eher zum Vergleich heranziehen darf als die Könige der ganz anders gearteten und in der Regel dynastisch verfassten kanaanäischen Städte. Mit dieser noch immer fortbestehenden Beweglichkeit des charismatischen Königtums wird es auch zusammenhängen, dass sich erst allmählich in Thirza ein fester Sitz für die Könige von Israel herausbildete (1 Kön. xiv 17, xv 21, 33 u.ö.; vgl. dagegen xii 25) und dass die Reichsheiligtümer von vorn herein anscheinend mit Bedacht in Orten wie Bethel und Dan eingerichtet wurden, die wegen ihrer extremen Grenzlage nicht als Residenzen der Könige in Betracht kommen konnten (1 Kön. xii 26 ff.). Weit mehr als ein Jahrhundert nach dem Augenblick seiner Gründung war das Königtum des Reiches Israel also noch nicht zu einem vollen Ausbau seiner Institutionen gelangt, und es scheint mir nicht zweifelhaft, dass der entscheidende Grund für diese Verzögerung abgesehen von der Störung des geschichtlichen Verlaufes durch das Dazwischentreten der Grossreichsbildung Davids in dem charismatischen Charakter des Königtums lag, der jeder sachlichen Bindung über die Person des jeweiligen Throninhabers hinaus entgegenwirkte.

Dass dies von Omri ab anders wurde, lehrt allein schon ein Blick auf die Herrscherfolge der nächsten Zeit zur Genüge. An die Stelle der bisherigen losen Reihe charismatischer Könige verschiedener Herkunft und gewiss auch verschiedener Begabung und Art (mit nichtcharismatischen Söhnen als Thronerben in den kurzen Intervallen) traten jetzt ganze Dynastien, von denen sich die erste, die Omris, in drei Generationen fast ein halbes Jahrhundert und die zweite, die Jehus, in vier Generationen ungefähr sogar ein ganzes Jahrhundert in der Herrschaft behauptete. Wie es zu diesem Umschwung kam, ist aus der Überlieferung im Alten Testament, die sich gerade für diese Zeit nur allzu sehr auf Mitteilungen über äussere Ereignisse beschränkt, nicht ohne weiteres ersichtlich und wird sich auch hypothetisch kaum vollständig erschliessen lassen, da wie immer bei solchen Vorgängen, zumal wenn sie sich in einem

so weit vorgerückten Stadium der Geschichte eines Staates abspielen, mit einem Ineinandergreifen und Zusammenwirken mehrerer Antriebe, vielleicht sogar aus sehr verschiedenen Richtungen, gerechnet werden muss. Schon aus dem Inneren des Reiches konnten solche Antriebe kommen, freilich kaum von der israelitischen Bevölkerung, die wohl auch jetzt noch an dem in ihr heimischen Ideal des charismatischen Königtums festhielt, um so eher aber von dem kanaanäischen Teil der Einwohnerschaft, dessen Oberschicht sich je länger desto mehr an die Könige herandrängte und ihnen die Traditionen und Institutionen ihrer eigenen staatlichen Vergangenheit mit einem dynastisch gebundenen Königtum als Kernpunkt nahebrachte. Die enge politische Befreundung des Hauses Omris mit der Dynastie der Phönikerstadt Tyrus konnte diese kanaanäischen Einflüsse, wenn sie einmal von innen her wirksam geworden waren, von aussen her nur noch verstärken (vgl. 1 Kön. xxi 7). Ob ähnliche Anregungen etwa auch auf dem Wege über die stärkste benachbarte Macht im Binnenland, das Aramäerreich von Damaskus, nach Israel gelangten, wird aus Mangel an Nachrichten über die Struktur des dortigen Königtums dahingestellt bleiben müssen. Sehr deutlich und für den Umschwung ausschlaggebend ist dagegen, wenn ich recht sehe, die Übernahme und Nachbildung von Einrichtungen des streng dynastischen Königtums der Davididen durch Omri und sein Haus. Wenn Omri nach der Zerstörung des bisherigen Königssitzes in Thirza bei seinem Regierungsantritt sogleich dazu übergeht, auf dem von ihm käuflich erworbenen Hügel von Samaria eine ganze neue Königsstadt zu gründen, die dann sein Sohn Ahab weiter ausbaut (1 Kön. xvi 7 f., 24; xxii 39), so ist meines Erachtens so gut wie sicher, dass damit für das Reich Israel erstmalig ein möglichst genaues Gegenstück zu der davidischen Königsstadt Jerusalem geschaffen werden sollte, wenn auch mit dem Unterschied, dass die Davididen in der durch die Söldner Davids erstürmten alten Jebusiterstadt nach dem Recht der Eroberung herrschten, während sich für Omri und seine Nachfolger das uneingeschränkte Eigentum an ihrer neuen Gründung aus der käuflichen Erwerbung des Baugeländes ergab, das ja auch nach den Feststellungen der Ausgräber bis dahin keine Siedlung getragen hatte und somit die Möglichkeit zu einer völlig planmässigen Anlage nach Art der Salomostadt in Jerusalem bot. Diese letztere, nicht die Davidstadt war also zum mindesten in baulicher Beziehung das eigentliche Vorbild für Omris Gründung. Staatsrechtlich aber ist die Parallelität oder historisch richtiger aus-

gedrückt das Verhältnis von Vorbild und Nachahmung zwischen Jerusalem und Samaria nicht weniger deutlich. Denn genau wie im Herrschaftsbereich der Davididen der Königssitz Jerusalem dauernd einen Stadtstaat für sich neben dem Volksstaat Juda bildete, so stand seit Omri auch im Reiche Israel die neue Stadt Samaria als politische Grösse von eigenem Gepräge inmitten des alten Staatswesens. Sonst wäre nicht zu verstehen, warum Jehu, nachdem er das Königtum im Reiche Israel bereits gewonnen hatte (2 Kön. ix), mit der durch ihn ihrer monarchischen Spitze beraubten aristokratischen Obrigkeit der Stadt Samaria wie mit einer auswärtigen Macht auf brieflichem Wege in diplomatische Verhandlungen trat und sie vor die Entscheidung stellte, ob sie unter einem von ihr zu bestimmenden eigenen König aus dem bisherigen Herrscherhaus ihr Staatswesen für sich weiterführen und es damit auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Reiche Israel und seinem neuen König ankommen lassen wolle oder ob sie es nicht vorziehe, unter Vernichtung der letzten Überreste der alten Dynastie ihn auch als ihren König anzuerkennen und so unter veränderten Umständen die Personalunion zwischen dem Stadtstaat Samaria und dem Volksstaat Israel zu erneuern, die unter dem Hause Omris nun schon Jahrzehnte lang bestanden hatte (2 Kön. x 1 ff.). Der Adel von Samaria hat sich bekanntlich im letzteren Sinne entschieden, und so ist es bei der Personalunion zwischen Stadt und Land bis zum Untergang des Reiches Israel geblieben; noch Jesaja stellt in einem Spruche „Ephraim“, den Überrest des Reiches Israel nach 732, und den „Bewohner von Samaria“ ebenso als staatsrechtlich getrennte Grössen neben einander wie anderwärts den „Bewohner von Jerusalem“ und den „Mann von Juda“ (Jes. ix 8; vgl. vii 9; Mi. i 5, Jes. v 3). Dieser von Omri geschaffene und von seinen Nachfolgern vermutlich weiter ausgebaute Dualismus war ohne Zweifel für das Eindringen des dynastischen Gedankens in das Königtum des Reiches Israel von entscheidender Bedeutung; denn dass in der neuen Stadt Samaria die Herrschaft ihres Gründers nach dessen Tod von Rechts wegen auf niemand anders als auf seine Nachkommen übergehen konnte, verstand sich von selbst, und wenn der König von Samaria zugleich König von Israel war, so liess es sich kaum vermeiden, dass auch die Herrschaft im Reiche Israel in diesen Erbgang des Königshauses mit einbezogen wurde, solange die Dinge nicht wie im Falle Jehu ausnahmsweise einmal den entgegengesetzten Verlauf nahmen.

Wenn aber der dynastische Gedanke seinen eigentlichen Sitz in

dem jungen Stadtkönigtum von Samaria hatte und erst von da aus auf das so viel ältere Reich Israel übergriff, so besagt sein äusserer Erfolg in der Gestaltung der Herrscherreihe auch des Reiches Israel noch nicht, dass sich die Israeliten nun sogleich oder wenigstens im Lauf der nächsten Menschenalter ebenso völlig für ihn hätten gewinnen lassen, wie man es von den seit alters an solche Herrschaftsordnungen gewöhnten Kanaanäern im Reich gewiss von vorn herein annehmen darf. Die Revolution Jehus liefert vielmehr einen klaren Beweis dafür, dass das ursprüngliche israelitische Ideal eines charismatischen Königtums noch immer lebendig und kräftig genug war, um sich im Notfall auch ohne und gegen Samaria erneut durchzusetzen; von der Designation durch Jahwe über die Akklamation des Volkes bis zur Ausrottung des abgewirtschafteten bisherigen Königshauses spielt sich hier noch einmal alles, was das Reich Israel betrifft (2 Kön. ix), grundsätzlich ebenso ab, wie es die Vorfahren in der Zeit von Saul bis auf Omri wiederholt erlebt hatten. Man wird es sich nicht anders denken dürfen, als dass dieses grosse Ereignis dem bedrohten charismatischen Königsideal von neuem zu einer lange nachwirkenden Macht über die Gemüter der Israeliten verhalf und dass es daraufhin auch unter der Dynastie Jehus, wenn schon die Personalunion des Reiches mit dem so ganz anders gearteten Stadtstaat von Samaria bestehen blieb, höchstens zu einem oberflächlichen Ausgleich zwischen den beiderseitigen Grundanschauungen kam. Welche Formen für einen solchen Ausgleich jetzt oder schon unter der Dynastie Omris gefunden wurden (man konnte etwa die alte Vorstellung von dem rein persönlich verliehenen Herrschercharisma in der Richtung auf ein vererbliches Charisma hin abwandeln oder ernstlicher als zuvor die Möglichkeit einer Verleihung des persönlichen Charismas an mehrere Glieder desselben Königshauses nach einander in Betracht ziehen; vgl. 2 Kön. x 30; xv 12), bleibt für uns infolge der Dürftigkeit der Nachrichten aus diesem besonders überlieferungsarmen Jahrhundert völlig dunkel, und noch weniger können wir sagen, wieweit solche Kompromissformeln über die an ihnen gewiss in erster Linie interessierten höfischen Kreise und das königliche Zeremoniell hinaus in die breiteren Massen der Bevölkerung gedrungen sein mögen. Aber dann in den zwei Jahrzehnten zwischen der Beseitigung der Dynastie Jehus und der Zerstörung des Reiches Israel durch die Assyrer lüftet sich der Schleier noch einmal, und es stellt sich heraus, dass das charismatische Königsideal selbst damals noch nicht ganz abgestorben war. Ob freilich die Usurpatoren,

die sich jetzt nach einander des Thrones in Samaria bemächtigten, sich selbst als von Jahwe nach der alten Art persönlich berufene Könige verstanden haben, ist der rein annalistischen Überlieferung über sie (2 Kön. xv-xvii) nicht mit Sicherheit zu entnehmen, wenn auch die historische Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Um so wichtiger ist für uns das unmittelbare Zeugnis des Propheten Hosea, der diese Zeit miterlebt und gerade auch das Kommen und Gehen der Könige mit seinen Sprüchen begleitet hat. Er aber legt an sie noch durchaus den Massstab des alten charismatischen Königsideals an, sei es dass er von ihnen behauptet, auch sie habe Jahwe dem Volke erst gegeben und dann wieder genommen, wenn auch nur in seinem Zorn (Hos. xiii 11), oder dass er mit veränderter Betrachtungsweise darüber klagt, all diese Wahlen von Königen und Beamten geschähen ohne Jahwes Wissen und Willen (Hos. viii 4; vgl. vii 3 ff.; viii 10; x 3). Die Spannung zwischen dem charismatisch beweglichen und dem dynastisch gebundenen Königtum war offenbar auch jetzt noch nicht überwunden; das letztere war eben zu spät und zu sehr von aussen her gekommen, als dass es das erstere ganz hätte verdrängen können, und wie wenig gerade Hosea jenes für die von Jahwe gewollte unabänderliche Form des Königtums in Israel hielt, zeigt ein Spruch aus seiner Frühzeit über die von Jahwe beschlossene Vernichtung der Dynastie Jehus (Hos. i 4 f.). Sein letztes und grundsätzliches Wort über das Königtum aber lautet dahin, dass es aus Israel überhaupt verschwinden müsse, wenn das ursprüngliche Verhältnis der Liebe zwischen Jahwe und Israel jemals wieder zu Stande kommen soll (Hos. iii 4). Mit diesem abschliessenden Urteil rückt Hosea in die Nähe der eingangs erwähnten skeptischen Bestimmungen des Deuteronomiums über das Königtum, von denen mir nicht zweifelhaft ist, dass sie, wenn auch als ein noch etwas späterer Reflex, ebenfalls aus dem Anschauungs- und Erfahrungskreis des Königtums des Reiches Israel stammen (Deut. xvii 14 ff.).

Demgegenüber zeigt das Königtum des Reiches Juda und des mit ihm verbundenen Stadtstaates von Jerusalem in seiner mehr als vierhundertjährigen Geschichte von Anfang bis zu Ende ein sehr viel einheitlicheres, beinahe starres Bild. Von Spannungen zwischen charismatischer Beweglichkeit und dynastischer Gebundenheit ist bei ihm nichts zu bemerken; ununterbrochen, wenn auch nicht ganz ohne Störungen, läuft die Linie der Davididen von Generation zu Generation. Gerade an den auftretenden Störungen aber wird der Unterschied von dem Königtum des Reiches Israel und seiner oben

dargestellten inneren Struktur besonders greifbar; denn so kurz die Berichte über sie in der Regel sind, so genügen sie doch in jedem Falle, um die sonst vielleicht naheliegende Vermutung zu widerlegen, dass es sich bei diesen Vorgängen um Auswirkungen eines auch im judäischen und jerusalemischen Bereich lebendig gewesenen charismatischen Königsideals analog dem israelitischen gehandelt haben könnte. Wenn immer über die gewaltsame Beseitigung eines regierenden Davididen berichtet werden muss (Aufstände, die nicht zu diesem Ziele führten, sind nicht verzeichnet), ist niemals davon die Rede, dass die Initiative dazu von Jahwe ausgegangen sei, und niemals ein Prophet oder ein Gottesmann anderer Art genannt, der die Designation des von Jahwe ausersehenen neuen Mannes vorgenommen hätte. Niemals erscheint irgend ein Ort oder Gau des Reiches Juda als Herd des Aufstandes, und niemals liest man, dass die Bevölkerung des flachen Landes auch nur nachträglich eine anderswo begonnene Erhebung gegen den legitimen Inhaber des Thrones gutgeheissen und sich ihr angeschlossen habe. Immer ist vielmehr Jerusalem der Ausgangspunkt und zumeist auch der einzige Schauplatz solcher Störungen (2 Kön. xi; xii 21 f.; xiv 19 [mit Nachspiel in Lachis]; xxi 23), und wenn ihre Urheber überhaupt erwähnt werden, sind es „Sklaven des Königs“, also Beamte (2 Kön. xii 21 f. [vgl. xiv 5]; xxi 23) — abgesehen von dem Fall der Königinmutter Athalja, die auf den Tod ihres regierenden Sohnes hin ihrerseits die ganze davidische Dynastie auszurotten versucht (2 Kön. xi). Wir haben es demnach regelmässig nur mit höfischen Putschen zu tun, und es ist nur zu bedauern, dass wir uns — wieder von dem Fall der Athalja abgesehen — kein Bild davon machen können, was für ein politisches Ziel den Urhebern vorschwebte; die Zahl der in Betracht kommenden Möglichkeiten ist gross, der Gedanke an eine etwa geplante Ablösung der monarchischen durch eine aristokratische Verfassung zwar nicht ganz ausgeschlossen, aber in Anbetracht der monarchischen Ordnungen in wohl sämtlichen Nachbarstaaten nicht sehr wahrscheinlich (vgl. Jes. vii 6). Eindeutig sprechen sich die Berichte hingegen fast jedesmal über die Reaktion aus, die solche Putsche am Hof der Davididen draussen im Reiche Juda hervorriefen: sobald das „Volk von Juda“, das heisst der zu politischem Handeln fähige und berechtigte Teil der Bevölkerung, davon hört, dass sein rechtmässiger König in Jerusalem einer Auflehnung seiner „Sklaven“ zum Opfer gefallen ist, strömt es in die Stadt und erzwingt die Erhebung des nach dem Erbrecht nächstberufenen Davididen auf den

Thron (2 Kön. xiv 21; xxi 24; vgl. xxiii 30). In demselben Sinne ist Juda auch an der Wiederherstellung des legitimen davidischen Königtums beim Sturz der Athalja mitbeteiligt, und die Sätze, mit denen die Erzählung darüber schliesst: „Da freute sich das ganze Volk des Landes, aber die Stadt verhielt sich stille“ (2 Kön. xi 20 a), bezeichnen höchst zutreffend die Situation, die auf solche umstürzlerische Vorgänge hin wohl regelmässig zwischen Juda und Jerusalem eintrat.

Dieses Ergebnis eines ersten Überblickes über die hier in Betracht kommenden Nachrichten muss überraschen, wenn man es mit den oben gemachten Feststellungen über die zwei Arten des Königtums vergleicht, die im Reiche Israel und in Samaria mit einander konkurrierten. Denn dort sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass das charismatische Königsideal von Anfang an in Israel tief verwurzelt war und in der israelitischen Bevölkerung bis zum Ende des Reiches lebendig blieb, während die dynastische Bindung des Königtums erst mit der Gründung der Stadt und des Stadtstaates Samaria aufkam und nur aus den Lebensbedingungen dieses neuen Gebildes sinnvoll abgeleitet werden kann. Hier hingegen, in den seit der Zeit Davids in Personalunion verbundenen Staatswesen von Juda und Jerusalem, soll umgekehrt zwar nicht der Stadtstaat Jerusalem die Heimstätte eines charismatischen Königtums im israelitischen Sinne gewesen sein — von einem solchen haben wir dort bis jetzt nicht eine Spur beobachtet —, wohl aber der Volksstaat Juda sich im Lauf der Jahrhunderte mit erstaunlicher Geradlinigkeit immer wieder und gerade gegen Jerusalem für die dynastische Gebundenheit des Königtums der Davididen eingesetzt haben, die uns weit eher zu den Verhältnissen des Stadtstaates Jerusalem zu passen schiene. In der Tat ist schlecht einzusehen, wie der Stamm Juda und die anderen Stämme des Südens, die zusammen mit ihm das Reich Juda bildeten, von sich aus zu dieser Auffassung ihres Königtums gekommen sein sollten, zu der sie sich offenbar dauernd verpflichtet fühlten. Oder hat hier etwa der Umstand eine Rolle gespielt, dass wenigstens einige dieser Stämme sich in den Besitz früher kanaanäischer Städte wie Hebron, Debir und Zephath gesetzt hatten und von daher unter dem fortwirkenden Einfluss der Traditionen und Institutionen dynastischer Stadtkönigtümer stehen mochten (Ri. i 10 ff.)? Da gerade Hebron der erste Königssitz des Reiches Juda war, verdient die Möglichkeit solcher Zusammenhänge mit der kanaanäischen Vorgeschichte des Landes vielleicht erwogen zu werden, wenn auch in den allzu knap-

pen Nachrichten über die Gründung des Reiches Juda (2 Sam. ii 1 ff.) nichts zwingend in diese Richtung deutet und ja auch nicht zu übersehen ist, dass das Reich Juda offenbar von Anfang an etwas anderes war und sein wollte als ein kanaanäischer Stadtstaat oder eine Vereinigung mehrerer solcher Gebilde, nämlich ein auf der Anerkennung des Königs durch den Heerbann der „Männer von Juda“ beruhendes Gemeinwesen von erheblich grösserem Umfang. Dieser letztere Zug lässt das Reich Juda in seiner ursprünglichen Gestalt vielmehr dem Reiche Israel verwandt erscheinen, und dass es im Augenblick seiner Gründung wirklich als Gegenstück und Gegengewicht zu diesem gedacht war, wird niemand bezweifeln. Gerade dann aber fällt um so mehr auf, dass in dem Bericht über seine Entstehung die charismatischen Elemente fehlen, die in dem analogen Bericht über die Erhebung Davids zum König des Reiches Israel (2 Sam. v 1 ff.) deutlich betont sind; was über Jahwes Anteil an dem Zustandekommen von Davids Entschluss zum Zuge nach Hebron gesagt wird, leistet für das Fehlen jedes Hinweises auf eine vorausgegangene Berufung und charismatische Ausstattung Davids durch Jahwe keinen genügenden Ersatz. Also wird man doch wohl zugeben müssen, dass das Königtum des Reiches Juda von seinen Ursprüngen her trotz einer gewissen Ähnlichkeit nicht ganz dieselbe innere Struktur hatte wie das des Reiches Israel, und wer sich aus der reichen Überlieferung über Davids Aufstieg bis zu diesem Punkt (1 Sam. xvi-2 Sam. i) ein zutreffendes Bild von der Eigenart seiner persönlichen Vorgeschichte gemacht hat, wird es auch verständlich finden, dass seine Erhebung zum König von Juda nicht der charismatischen Begründung bedurfte, ohne die das Königtum Sauls im Reiche Israel nicht denkbar gewesen wäre. Auf eine dynastische Bindung des Königtums aber deutet in dem Wenigen, was wir über den Hergang der Gründung des Reiches Juda erfahren, auch nicht ein Wort; sie wird damals vielleicht noch nicht einmal erwogen, geschweige denn endgültig festgelegt worden sein.

Um so stärker konnte das Königtum des Reiches Juda, wenn es innerlich zunächst noch so unfertig war, in die weitere Entwicklung des Herrschaftssystems Davids hineingezogen werden und von da aus Züge aufgeprägt bekommen, die ihm möglicherweise fremd geblieben wären, wenn es dauernd für sich allein bestanden hätte. Dabei war allem Anschein nach die von David herbeigeführte Personalunion mit dem Stadtstaat Jerusalem, den er sich durch Eroberung aneignete, von sehr viel tiefer gehender Wirkung als die mit

dem Reiche Israel, zu dem die Judäer, wie ja schon die Gründung ihres Reiches und weiterhin ihr Verhalten bei den Aufständen Absaloms und Sebas gegen David zu erkennen gibt, in einem Verhältnis unausgeglichener Spannung lebten. Das Aufhören der Personalunion zwischen Juda und Israel sogleich nach Salomos Tod löste vollends alle Bindungen politischer Natur, die sich vorher etwa angebahnt haben mochten, und begünstigte das weitere Ausbreiten der ohnehin vorhandenen gegensätzlichen Tendenzen. Mit dem Stadtstaat Jerusalem hingegen blieb Juda unter der Herrschaft der Davididen bis zu dem Eingriff Sanheribs im Jahre 701 und dann nach kurzer Unterbrechung wahrscheinlich von der Zeit Manasses an wieder ständig verbunden, und die schon von David vorgenommene Verlegung der Residenz von Hebron nach Jerusalem gab dem Stadtstaat ein Übergewicht über das Land, das durch den weiteren Ausbau der Residenz unter Salomo und in späteren Zeiten nur noch verstärkt wurde. Niemals hört man, dass die Judäer eine Änderung dieser Situation angestrebt und die Rückkehr ihres Königshauses auf den Boden des Reiches Juda gefordert hätten; nicht einmal von einer Nebenresidenz der Davididen etwa in Hebron oder auch nur in Bethlehem findet sich irgendwo eine Andeutung, und wenn ein judäischer Prophet wie Micha im Zusammenhang mit seinem Kampf gegen das Treiben der Jerusalemer Oberschicht ankündigt, dass das davidische Königtum einmal von Bethlehem aus, also wohl ohne Verbindung mit dem der Zerstörung geweihten Stadtstaat von Jerusalem, erneuert werden solle (Mi. v 1 ff. [ursprünglicher Text]; vgl. iii 9 ff.), so steht er mit dieser Erwartung eines radikalen Endes der Bindung Judas an Jerusalem allein. Der Durchschnitt der judäischen Bevölkerung mit Einschluss ihrer Oberschicht wusste es offenbar zu allen Zeiten bis zum Untergang des Reiches nicht anders, als dass erstens immer ein Glied des Hauses Davids auf dem Thron sitzen müsse und dass zweitens dieser Thron immer nur da stehen könne, wo ihn David bald nach der Gründung des Reiches endgültig aufgeschlagen hatte, nämlich eben ausserhalb des Territoriums von Juda in Jerusalem. Diese zähe Treue der Judäer zu den von ihrem ersten König geschaffenen Einrichtungen hatte zur Folge, dass die bei ihnen ursprünglich vielleicht vorhanden gewesenen Ansätze zu einer eigenwüchsigen Gestaltung ihres Königtums sich nicht weiter entwickeln konnten oder wenigstens nur in dem Masse fortwirkten, wie ihre Verknüpfung mit dem anders gearteten Königtum des Stadtstaates von Jerusalem gelang. Für dieses letztere aber war gemäss seiner

Entstehung aus einer Eroberung der Stadt, die ausschliesslich David selbst mit Unterstützung seiner Söldner ohne Beteiligung Judas oder Israels vollbracht hatte, die dynastische Bindung unumgänglich, wenn nicht nach Davids Tod der jebusitischen Einwohnerschaft, die ja nicht beseitigt worden war, das Recht zu selbständiger Neugestaltung ihres politischen Eigenlebens sei es unter einem König aus ihrem Kreis oder unter der Führung ihres Adels freigegeben werden sollte, was aller Voraussicht nach alsbald den Zerfall des ganzen davidischen Herrschaftssystems heraufbeschworen hätte. Bei jedem späteren Thronwechsel drohte grundsätzlich die gleiche Gefahr, und schon darum war es eine politische Notwendigkeit, die anscheinend auch die Judäer zu würdigen wussten, dass die Davididen dauernd in Jerusalem blieben, selbst wenn dadurch ihre Residenz in eine bedenklich exzentrische Lage im Verhältnis zum Gesamtumfang ihres Herrschaftsbereiches geriet. Es bedurfte also nicht einmal der Übernahme von Traditionen des früheren jebusitischen Königtums, um die dynastische Gestaltung des Königtums Davids und seiner Nachfolger zunächst in Jerusalem und dann auch in Juda herbeizuführen, und wir wissen auch nicht, ob der Stadtstaat Jerusalem im Augenblick seiner Eroberung durch David überhaupt noch monarchisch verfasst war, so dass an die Institutionen seines bisherigen Königtums unmittelbar angeknüpft werden konnte. Aber die Möglichkeit solcher Zusammenhänge selbst über eine etwa vorhergegangene Periode jebusitischer Adels Herrschaft in Jerusalem hinweg ist nicht zu bestreiten; es käme nur darauf an, einen exakteren Beweis für ihr tatsächliches Vorhandensein zu erbringen, als es bisher bei der Spärlichkeit und Vieldeutigkeit verwendbarer Nachrichten gelungen ist (Melkizedek? Ps. cx 4; vgl. Gen. xiv 18 ff.?).

Wenn aber demnach das frühe Aufkommen und das dauernde Wirken des dynastischen Gedankens im Königtum des Reiches Juda schon durch die ebenso so frühe und ebenso dauernde Verkoppelung der Schicksale dieses Reiches mit denen des Stadtstaates Jerusalem historisch ausreichend erklärt werden könnte — die Andersartigkeit des ursprünglichen Königtums im Reiche Israel liesse sich dann als eine Auswirkung der Tatsache verstehen, dass dort bis zur Zeit Omris die Bindung des Volksstaates an einen Stadtstaat fehlte, die hier die Entwicklung bestimmte —, so wäre damit doch noch nicht der ganze Bestand der in Betracht kommenden Gegebenheiten berücksichtigt. Das Reich Juda war in der für alles Weitere grundlegenden Zeit Davids und teilweise auch noch unter Salomo ja nicht nur

mit Jerusalem und mit Israel in Personalunion verbunden, sondern zusammen mit ihnen einem viel grösseren Herrschaftssystem eingliedert, das im Stadium seiner höchsten Ausdehnung „vom Strom (Euphrat) bis zum Lande der Philister und bis zur Grenze Ägyptens“ reichte (1 Kön. v 1), und wenn dieses Grossreich auch sehr schnell wieder zerbrach, so konnte seine kurze Blüte doch gerade da nicht ohne Frucht vorübergehen, wo sein Herrschergeschlecht auch hinterher am Ruder blieb, also eben in Jerusalem und Juda. Der Fortbestand eines solchen Grossreiches über den Tod seines Gründers hinaus war anders als auf dem Wege der Vererbung der Herrschaft auf einen von dessen Nachkommen kaum denkbar; das oben erwähnte selbstherrliche Verfahren Davids bei der Bestimmung Salomos zunächst zu seinem Mitregenten und weiter zu seinem Nachfolger (1 Kön. i 32 ff.) entsprach den Bedürfnissen eines so ganz auf die Person des Inhabers zugeschnittenen Systems durchaus. Von dieser Seite her drängte sich also die Notwendigkeit dynastischer Bindung des Königtums nur noch mehr auf als aus der besonderen Situation des Stadtstaates Jerusalem; Grosses und Kleines wirkte hier in derselben Richtung zusammen. Zugleich aber brachte die vorübergehende Existenz eines Grossreiches Davids und seines Hauses dem Ideal ihres Königtums einen Gehalt ein, der im Königtum des Reiches Israel überhaupt nicht festgestellt werden kann, dagegen bei den Davididen für alle Zeiten zu einem festen Bestandteil mindestens des höfischen Formelschatzes geworden ist, nämlich die in den Grossreichen des alten Orients fast regelmässig auftretende Tendenz zur Ausweitung der Herrschaftsansprüche ins Universale (Ps. ii 8; lxxii 8; Sach. ix 10). Man wird vermuten dürfen, dass die Übernahme solcher Anschauungen und Erwartungen besonders in der Zeit Salomos erfolgt ist; vor allem die Traditionen Ägyptens scheinen die Quelle gewesen zu sein, aus der dabei geschöpft wurde. In erster Linie war das natürlich Sache des Hofes, also Jerusalems; wieweit die übernommenen fremden Elemente auch von den breiteren Massen der Landbevölkerung des Reiches Juda mit oder ohne Umbildung angeeignet wurden, wird schwer zu entscheiden sein.

So rückt das Königtum der Davididen in Jerusalem und Juda bei näherer Betrachtung seiner Wesensmerkmale in scheinbar immer grössere Distanz von dem charismatischen Grundcharakter des Königtums im Reiche Israel, und der Nachweis der historischen Umstände, die zu seiner so ganz anderen Gestaltung führten, könnte wohl den Eindruck aufkommen lassen, als sei es gerade jenem charis

matischen Königtum gegenüber als eine rein säkulare Erscheinung zu bewerten. Wenn die Thronfolge im Hause Davids sozusagen automatisch nach den Regeln des allgemeingültigen Erbrechts vor sich ging, wo blieb dann Raum für jene freie Initiative Jahwes, deren immer neues Wirksamwerden im Reiche Israel die unabdingbare Voraussetzung für jedes legitime Königtum war? Aber auch dem Königtum der Davididen hat es doch nicht an einer religiösen und theologischen Begründung gefehlt; sie war nur anders und den besonderen Verhältnissen angepasst, die sich hier von der Zeit Davids an aus der Geltung des dynastischen Prinzips sowohl in Jerusalem als auch in Juda mit innerer Folgerichtigkeit ergaben. Denn eben dies ist offenbar der Sinn der schon in der Überlieferung über David auftretenden und später sowohl in der Botschaft der jerusalemischen und jüdischen Propheten wie in den Geschichtswerken und in den Psalmen fortlebenden Anschauung von dem ewigen Bund, den Jahwe mit David schloss und der die Herrschaft des Hauses Davids für alle Zukunft legitimierte (2 Sam. vii 8 ff.; xxiii 5; Jer. xxxiii 21; Ps. lxxxix 4, 29; vgl. Jes. lv 3; 2 Chron. vi 42). Durch diesen Bund wird das dynastische Prinzip für das Königtum der Davididen zu einer göttlichen Setzung, in der Jahwe aus freiem Entschluss eine ein für allemal gültige Wahl trifft und für die er die dauernde Anerkennung der Untertanen des Reiches fordert. Die Designation durch Jahwe und die Akklamation des Volkes, die wir als Grundelemente des charismatischen Königtums im Reiche Israel kennen lernten, sind also in gewisser Weise auch hier vorhanden; aber das Charisma der Herrschaft ist hier nicht wie dort auf die Person und Lebenszeit des jeweils von Jahwe erwählten Königs beschränkt, sondern einem ganzen Herrscherhaus zu bleibendem Besitz verliehen. So sehr diese Anschauung von der im Reiche Israel geltenden abweicht, so wenig wird man doch sagen können, dass sie aus dem Rahmen der sonstigen Gedanken Israels über die Ausprägung von Jahwes Plänen und Ordnungen in Bündnissen mit Menschenkreisen herausfällt. Zwar mit dem Bund vom Sinai, in dem Jahwe die Stämme zu der höheren Einheit des Volkes Israel zusammenschloss, kann man den Bund mit David kaum vergleichen; mit Recht ist vielmehr neuerdings betont worden, dass bei den jüdischen und jerusalemischen Propheten, für die der Davidsbund begrifflicherweise im Vordergrund steht, der Sinaibund sehr zurücktritt. Dagegen bildet Jahwes Bund mit Lewi eine gute Analogie zu dem mit David, wenn es sich auch bei jenem um einen ganzen Stamm, bei diesem nur um ein einzelnes

Geschlecht handelt, das Jahwe in eine besondere dauernde Beziehung zu sich setzt (Deut. xxxiii 8 ff.; Jer. xxxiii 21; Mal. ii 4 ff.; Neh. xiii 29; vgl. Num. xxv 12 f.). In beiden Fällen hat Jahwes Bund den Sinn einer ständigen und darum von vorn herein erblich gedachten Betrauung eines grösseren oder kleineren Menschenkreises mit einer dann nur diesem zukommenden Funktion im Gesamtleben des Volkes.

Nachdem aber einmal diese prinzipielle göttliche Setzung des dynastisch gebundenen Königtums bestand, konnte es kaum ausbleiben, dass sich auch der Regierungsantritt des einzelnen Davididen in Jerusalem und Juda nicht automatisch und vor allem nicht rein säkular abspielen durfte, sondern mit einem komplizierten Ritual ausgestattet wurde, in dem Jahwe die entscheidenden Akte zu vollziehen hatte, um das nach dem Erbrecht jeweils nächstberufene Glied des königlichen Hauses seinerseits als von ihm für die Thronfolge ausersehen zu bezeichnen und ihm die für die Herrschaft notwendigen Vollmachten und Fähigkeiten zu verleihen. Leider ist uns dieses Ritual nirgends im Alten Testament zusammenhängend beschrieben; aber wohl die meisten der Elemente, aus denen es aufgebaut war, sind gelegentlich da und dort erwähnt. Erst wenn Jahwe den Thronfolger als seinen Sohn adoptiert (2 Sam. vii 14; Jes. ix 5; Ps. ii 7), seinen vollen königlichen Namen bestimmt (2 Sam. vii 9; 1 Kön. i 47; Jes. ix 5), ihm eine erste Bitte gewährt (1 Kön. iii 5 ff.; Ps. ii 8; xx 5; xxi 3, 5) und Szepter (Jes. ix 5; Ps. cx 2) und Krone (Ps. xxi 4; 2 Kön. xi 12) überwiesen hatte, konnte dieser legitim die Herrschaft antreten. Ohne Zweifel ist nicht wenig in diesem Ritual aus den Traditionen und Institutionen der Königtümer anderer Reiche, besonders wieder Ägyptens, übernommen, aber alles in feste Beziehung zu dem spezifischen Kerngedanken einer ganz von dem Entschluss Jahwes abhängigen Einweisung des jeweiligen Thronerben in die Ausübung der seit der Zeit Davids an dessen Geschlecht gebundenen Herrschaft. Diesem Kerngedanken des jerusalemisch-judäischen Krönungsrituals entspricht es, dass Jesaja das, was dem einzelnen Davididen bei seinem Regierungsantritt von Jahwe übertragen wird, lediglich ein „Amt“ nennt und ihn selbst in seiner offiziellen Titulatur als „Beamten“ bezeichnet (Jes. ix 5 f.), während er den Titel „König“ Jahwe vorbehält (Jes. vi 5), aus dessen Machtfülle jenes Amt abgeleitet ist, und etwas Ähnliches will gewiss auch der Verfasser des chronistischen Geschichtswerkes zum Ausdruck bringen, wenn er wiederholt das Königtum und den Thron der Davididen geradezu als das Königtum und den Thron Jahwes selbst hinstellt (1 Chron.

xvii 14; xxviii 5; xxix 23; 2 Chron. ix 8; xiii 8); bei aller Heraushebung aus der Masse des Volkes bleibt die Distanz zwischen Jahwe und dem König gewahrt. Um so schwerer erscheint es denkbar, dass in diesem Anschauungskreis auch das heute viel erörterte angeblich allgemein altorientalische Gottkönigtum Aufnahme gefunden haben sollte, wenn es nicht soweit umgebildet war, dass es sich mit der strikten Unterordnung gerade auch der Könige aus dem Hause Davids unter Jahwe vertrug. Sicher hingegen wurzelt in diesem Anschauungskreis die messianische Erwartung. Sie hat mit dem oben geschilderten Königsideal des Reiches Israel nichts zu tun; denn von diesem aus hätte die Erwartung eines Herrschers der Zukunft doch wohl immer nur die Form annehmen können, dass Jahwe wieder wie schon so oft in der Vergangenheit einen neuen Mann aus dem oder jenem Stamm an Stelle der bisherigen Könige auf den Thron erheben und vielleicht mit reicheren Gaben als jene ausstatten werde (vgl. Ps. lxxx 18 f.?). Die messianische Erwartung hingegen, die wir aus den Sprüchen von Propheten im Alten Testament kennen, ist dynastisch an die Davididen gebunden, wenn auch manchmal mit einem gewissen Bruch in der dynastischen Linie gerechnet wird (Jes. xi 1; Mi. v 1). Auf jeden Fall ist der Herrscher der Zukunft auch in den sogenannten messianischen Sprüchen zunächst nur ein Glied in der von David ausgehenden Herrscherreihe, wenn auch ein solches, in dem das Königsideal dieser Prägung vermöge der ihm verliehenen besonderen Fülle der Charismata (Jes. xi 1 ff.) eine vollere Verwirklichung finden wird als in seinen Vorgängern, aber auch dann nicht etwa ein von Jahwe unabhängiger Bringer der erhofften Zeit des Heils, sondern nur eine Gabe Jahwes an diese, die je nach der besonderen Situation und Aufgabe der einzelnen Propheten verschieden dargestellt wird. So, als eine Erwartung, der immer neue Wendungen gegeben und immer neue Elemente angegliedert werden konnten, hat das jerusalemisch-judäische Königsideal bekanntlich den Untergang der Herrschaft der Davididen weit überlebt und etwas von seiner Eigenart nicht nur in das spätere Judentum, sondern auch in das Christentum gerettet.